

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Solène ist Staranwältin in Paris. Als sich ein Mandant nach verlorenem Prozess vor ihren Augen in den Tod stürzt, bricht sie zusammen. Halt findet sie im Haus der Frauen, in dem Frauen in Nöten Zuflucht finden. Sie wird zur Briefschreiberin. Mit jedem Brief, den sie im Auftrag der Bewohnerinnen schreibt, wächst nicht nur ihr Mitgefühl für die verschiedenen Schicksale, sondern auch ihr Interesse an der heldenhaften Blanche Peyron, die 1926 allen Widerständen zum Trotz den »Palais de la Femme« in Paris begründete.

Ein ergreifender Roman über mutige Frauen und ein Plädoyer für mehr Solidarität.

Mit ihrem ersten Roman »Der Zopf« wurde *Laetitia Colombani* über Nacht weltberühmt. Die Recherche für ihren zweiten Roman führte die Autorin in den »Palais de la Femme« in Paris. Colombani sprach mit Mitarbeiterinnen und Bewohnerinnen und wurde eine von ihnen. »Das Haus der Frauen« ist der erste Roman über Blanche Peyron, die 1926 unter widrigsten Umständen eins der ersten Frauenhäuser begründete.

*Claudia Marquardt* studierte Romanistik, Germanistik und Kunstgeschichte in Berlin und Lyon. Sie arbeitet als Lektorin und Übersetzerin in Berlin.

*Weitere Informationen finden Sie unter [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)*

**Laetitia Colombani**

**Das  
Haus  
der  
Frauen**

ROMAN

*Aus dem Französischen  
von Claudia Marquardt*

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, März 2021

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
„Les Victorieuses“ bei Éditions Grasset & Fasquelle, Paris 2019  
© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-70010-3

# 1

## *Paris, heute*

Es ging alles blitzschnell. Solène verließ den Gerichtssaal mit Arthur Saint-Clair. Sie wollte ihm gerade sagen, dass sie die Entscheidung des Richters nicht nachvollziehen könne, auch nicht die Strenge, mit der er sein Urteil verkündete. Doch dafür blieb ihr keine Zeit.

Saint-Clair steuerte auf die Glasbrüstung zu und übersprang sie mit einem großen Satz.

Ungehindert stürzte er sich aus dem sechsten Stock des Gerichtsgebäudes.

Für einige Augenblicke, die sich zu einer Ewigkeit ausdehnten, schwebte sein Körper im Leeren. Dann schlug er fünfundzwanzig Meter tiefer auf.

An das, was folgte, erinnert sich Solène nicht mehr. Die Bilder drängen sich ungeordnet auf, spulen sich wie in Zeitlupe vor ihrem geistigen Auge ab. Sie muss geschrien haben, ja, bestimmt hat sie geschrien, bevor sie zusammenbrach.

Aufgewacht ist sie in einem Zimmer mit weißen Wänden.

Der Arzt hat es in zwei Wörter gefasst: *Burn-out*. Wobei Solène nicht klar war, ob sich seine Diagnose auf sie

oder ihren Mandanten bezog. Dann aber fügten sich die Einzelteile wieder zu einem Ganzen.

Sie kannte Arthur Saint-Clair schon eine ganze Weile, er war ein einflussreicher Geschäftsmann, der sich wegen Steuerhinterziehung vor Gericht verantworten musste. Bis ins kleinste Detail wusste sie über sein Leben Bescheid, über seine Ehen, seine Scheidungen, seine Affären, hatte Einblick in die Unterhaltszahlungen an seine Exfrauen und seine Kinder, war im Bilde über die Geschenke, die er ihnen von seinen Auslandsreisen mitbrachte. Sie wusste von seiner Villa in Sainte-Maxime, seiner herrlichen Wohnung im VII. Arrondissement von Paris. Er hatte sie stets ins Vertrauen gezogen, sie in all seine Geheimnisse eingeweiht. Monatlang hatte Solène sich auf die Verhandlung vorbereitet, hatte bereitwillig ihre gesamte Freizeit, jeden Urlaubs- und Feiertag geopfert, um nur nichts dem Zufall zu überlassen. Sie war eine herausragende Anwältin, unermüdlich, perfektionistisch, gewissenhaft. Ihre Kanzleikollegen schätzten ihre Qualitäten als Juristin einhellig. Dass ein gewisses Rechtsprechungsrisiko besteht, weiß jeder. Trotzdem – mit einem solchen Urteil hatte Solène nicht gerechnet. Der Richter forderte für ihren Mandanten eine Gefängnisstrafe und einen Schadenersatz in Millionenhöhe. Saint-Clair hätte bis an sein Lebensende zahlen müssen. Ganz abgesehen von dem Ehrverlust, der sozialen Ächtung. Er konnte es nicht ertragen.

Lieber stürzte er sich in den gigantischen Lichthof des neuen Pariser Justizpalastes.

An alles haben die Architekten gedacht, nur nicht daran. Ihr Ziel war es, ein elegantes Gebäude zu entwerfen, einen wahren »Palast aus Glas und Licht«, der durch seine perfekte Formgebung besticht. Und trotzdem gegen Terroranschläge gewappnet ist. Ein Gebäude mit massiven Fassaden und tausendundeiner Sicherheitschleuse, mit Videokameras an sämtlichen Pforten. Überall haben sie Zutrittskontrollen vorgesehen, es gibt keinen Eingang, der nicht elektronisch überwacht, mit Gegensprechanlage und High-Tech-Monitor ausgerüstet wäre. Was sie in ihren Plänen allerdings nicht berücksichtigt haben, ist, dass in diesen Mauern Menschen über andere, manchmal sehr verzweifelte Menschen richten. Auf sechs Etagen verteilen sich die Gerichtssäle um ein fünftausend Quadratmeter großes Atrium, das mit seinen achtundzwanzig Metern Deckenhöhe schwindelerregend wirkt. Ein frisch Verurteilter kann an diesem Ort leicht auf dumme Gedanken kommen.

In Gefängnissen gibt es überall Sicherheitsvorkehrungen, um dem Selbstmord entgegenzuwirken. Nicht aber hier. Einfache Glasbrüstungen begrenzen die Gänge um das Atrium. Es war ein Leichtes für Saint-Clair, das Geländer zu überwinden und in die Tiefe zu springen.



Das Bild verfolgt Solène, sie kann es nicht vergessen. Wieder und wieder sieht sie den verrenkten, reglosen Körper ihres Mandanten auf dem Marmorboden des Palastes liegen. Sie muss an seine Familie denken, an seine Kinder, seine Freunde, seine Angestellten. Sie ist die Letzte, die mit ihm gesprochen hat, die Letzte, die neben ihm gesessen hat. Schuldgefühle quälen sie. Was hat sie falsch gemacht? Was hätte sie sagen oder tun können? Hätte sie das Schlimmste vorhersehen müssen? Sie kannte Arthur Saint-Clair gut, dennoch kann sie sich seine Tat nicht erklären. Sie hätte nie gedacht, dass er sich so erschüttern lassen und die Nerven verlieren, dass er wie eine Bombe hochgehen würde.

Der Schock hat ihr Leben in Stücke gesprengt. Auch Solène ist tief gefallen. Sie verbringt die Tage in dem Zimmer mit den weißen Wänden hinter zugezogenen Vorhängen, ihr fehlt die Kraft, auch nur aufzustehen. Sie erträgt kein Licht, und schon die kleinste Bewegung verlangt ihr eine übermenschliche Anstrengung ab. Die Kanzlei hat ihr Blumen geschickt, die Kollegen aufmunternde Grüße, doch auch davon fühlt sie sich überfordert. Sie funktioniert nicht mehr, so wie ein Auto, das ohne Benzin am Straßenrand liegengeblieben ist.

Und das mit gerade mal vierzig.

*Burn-out*, auf Englisch hört es sich leichter an. Ein Modiebegriff, der besser klingt als *Depression*. Am Anfang wollte Solène es nicht glauben. Sie doch nicht, nein,

mit so was hat sie nichts zu tun. Sie ist keine von diesen fragilen Zeitgenossen, deren Erfahrungsberichte die Seiten von Lifestyle-Magazinen füllen. Sie ist immer stark gewesen, aktiv, in Bewegung. Mit beiden Beinen fest auf dem Boden, dachte sie zumindest.

*Es gibt viele Menschen, die unter beruflicher Überbeanspruchung leiden*, erklärt ihr der Psychiater mit ruhiger und bedächtiger Stimme. Er benutzt Fachwörter, die sie hört, ohne sie zu verstehen, Serotonin, Dopamin, Noradrenalin, es ist eine ganze Palette an Begriffen, Anxiolytika, Benzodiazepine, Antidepressiva. Er verschreibt ihr Tabletten, die sie abends nehmen soll, um einzuschlafen, und morgens, damit sie aufstehen kann. Tabletten, die ihr helfen sollen, zu leben.

Dabei schien sie unter einem guten Stern geboren zu sein. Als die ältere von zwei Töchtern eines Juristenhepaars wuchs sie in einem wohlhabenden Vorort von Paris auf. Schon früh hatte man ihr eine große Zukunft vorausgesagt, denn sie war ein äußerst intelligentes, sensibles und strebsames Kind. Schule und Studium absolvierte sie mit links, bereits mit zweiundzwanzig gehörte sie der Anwaltskammer von Paris an und arbeitete in einer renommierten Kanzlei. So weit, so gut. Doch nach kurzer Zeit begannen sich die Akten auf ihrem Schreibtisch zu türmen, und die Wochenenden, Nächte und Urlaube fielen zunehmend der Bearbeitung von Rechtsstreitigkeiten zum Opfer, der Schlafmangel

wurde chronisch, die vielen Verhandlungen, Termine und Sitzungen erlaubten kaum mehr eine Verschnaufpause. Sie rauschte durchs Leben wie ein Schnellzug, der nicht anzuhalten war. Und dann die Sache mit Jérémy, dem Mann, den sie mehr liebt als alle anderen. Den sie nicht vergessen kann. Er wollte kein Kind haben, keine Verpflichtungen eingehen. Er hatte es ihr gesagt, für sie war das in Ordnung gewesen. Solène gehörte nicht zu den Frauen, die davon träumten, Mutter zu sein. Sie sah sich nicht als eine dieser jungen Mamas, die mit schlaffen Armen einen Kinderwagen durch die Straßen schoben. Dieses Vergnügen überließ sie gern ihrer Schwester, die in der Rolle der Hausfrau und Mutter vollkommen aufzugehen schien. Solène war ihre Freiheit wichtiger – zumindest behauptete sie das. Jérémy und sie lebten jeweils ihr Leben. Sie verstanden sich als modernes Paar – verliebt, aber unabhängig.

Die Trennung kam für Solène völlig überraschend. Eine harte Landung auf dem Boden der Tatsachen.

Nach ein paar Wochen fühlt sie sich in der Lage, das Zimmer mit den weißen Wänden zu verlassen, um eine Runde im Park zu drehen. Der Psychiater setzt sich neben sie auf die Bank und gratuliert ihr zu diesem Fortschritt, überschwänglich, als wäre sie ein kleines Kind. Bald schon werde sie in ihre Wohnung zurückkehren können, sagt er, unter der Bedingung, dass sie ihre Medikamente weiterhin einnehme. Die Neuigkeit löst keine

Begeisterung in Solène aus. Sie findet die Vorstellung, allein zu Hause zu sitzen, ohne Ziel und Plan, nicht sehr verlockend.

Sicher, sie lebt in einer schicken Dreizimmerwohnung in einem schönen Stadtviertel. Doch auf einmal kommt sie ihr kalt und zu groß vor. In ihrem Kleiderschrank wartet der Kaschmirpulli auf sie, den Jérémy vergessen hat und den sie sich manchmal überzieht. In der Küche stapeln sich die amerikanischen Chips mit dem penetrant künstlichen Geschmack – Jérémys Lieblingsorte, die sie jedes Mal aus dem Supermarkt mitbringt, die Macht der Gewohnheit. Dabei mag sie selbst die Dinger gar nicht. Und das Knistern von Chipstüten im Kino oder vor dem Fernseher hat sie schon immer genervt. Heute würde sie alles darum geben, es noch einmal zu hören: das Geräusch, wenn Jérémy neben ihr auf dem Sofa seine Chips knabbert.

In die Kanzlei möchte sie nicht zurück. Sie macht niemandem einen Vorwurf. Aber nur die Vorstellung, das Gerichtsgebäude zu betreten, bereitet ihr Übelkeit. Sie wird lange brauchen, bevor sie überhaupt wieder einen Schritt in das Viertel setzen kann. Sie wird kündigen, *der Arbeit fernbleiben*, wie es so schön heißt – das klingt sanfter und suggeriert die Möglichkeit einer Rückkehr. Eine Rückkehr, die sie nicht ernsthaft in Betracht zieht.

Solène gesteht dem Psychiater, dass sie Angst hat, die Klinik zu verlassen. Sie hat keine Ahnung, wie das gehen soll: ein Leben ohne Arbeit, ohne Terminkalender, ohne Sitzungen, ohne Verpflichtungen. Ohne diese Halteleinen fürchtet sie abzudriften. *Helfen Sie anderen*, schlägt der Arzt ihr vor. *Warum nicht ein Ehrenamt? ...* Solène hört ihm perplex zu. Sie durchlaufe eine *Sinnkrise*, fährt er fort. *In solchen Situationen hilft es, sich selbst aus dem Fokus zu nehmen, sich anderen Menschen zu öffnen, man muss wieder einen Grund finden, morgens aufzustehen. Sich nützlich zu fühlen, sich für eine Sache zu engagieren, anderen zu helfen, könnte einer sein.*

Pillen und soziales Engagement – ist das alles, was ihm einfällt? Und dafür studiert man jahrelang Medizin? Solène ist fassungslos. Nicht, dass sie grundsätzlich etwas gegen eine ehrenamtliche Tätigkeit einzuwenden hätte. Aber sie selbst fühlt sich nicht unbedingt dazu berufen, Mutter Teresa nachzueifern. Wem könnte sie in ihrem Zustand auch schon helfen, sie schafft es ja selbst kaum aus dem Bett.

Doch der Psychiater lässt nicht locker. *Versuchen Sie es*, insistiert er, während er ihre Entlassungspapiere unterschreibt.

Tagelang dämmert Solène zu Hause auf dem Sofa, blättert in Zeitschriften, für die sie am liebsten sofort ihr Geld zurückverlangen möchte. Auch die Anrufe und

Besuche von Familienangehörigen und Freunden erlösen sie nicht von ihrem Weltschmerz. Sie hat zu nichts Lust, schon gar nicht steht ihr der Sinn nach Konversation. Alles langweilt sie. Ziellos irrt sie durch die Räume, vom Schlafzimmer ins Wohnzimmer und zurück. Ab und zu schleppt sie sich zum Lebensmittelladen an der Ecke oder zur Apotheke, um ihren Vorrat an Tabletten aufzufrischen, danach legt sie sich gleich wieder hin.

An einem der vielen Nachmittage, die sie träge auf der Couch verbringt, klappt sie ihr nagelneues MacBook auf – ein Geschenk ihrer Kollegen zum Vierzigsten, kurz vor ihrem Burn-out –, das sie bisher so gut wie nicht benutzt hat. Eine ehrenamtliche Tätigkeit ... Warum eigentlich nicht? Über die Suchmaschine gelangt sie zum offiziellen Stadtportal von Paris, wo alle möglichen Trägerschaften Suchanzeigen gepostet haben. Der Name der Domain lässt sie aufmerken: *ichbindabei.org*. »Mit nur einem Klick zum sozialen Engagement!«, verspricht die Startseite. Und sogleich flimmert eine Vielzahl von Fragen über den Bildschirm: Wo wollen Sie helfen? In welchem Umfang? In welcher Form? Auf keine dieser Fragen weiß Solène eine Antwort. Eine Menüleiste mit den unterschiedlichsten Rubriken klappt auf: Alphabetisierungs-Workshops für Menschen ohne Lese- und Schreibkenntnis, Hausbesuche bei Alzheimerpatienten, Fahrradkurierdienste zur Verteilung von Essensspenden, Schichtdienst in der Notübernachtung

für Obdachlose, Coaching für überschuldete Haushalte, Lernhilfe in sozialen Brennpunkten, Moderation von Bürgerdiskussionen, Retter für Tiere in Not, Unterstützung von geflüchteten Menschen, Betreuung von Langzeitarbeitslosen, Mithilfe bei der Essensausgabe, Vorträge in einem Seniorenheim, Animateur\*in in Krankenhäusern, Besuchsdienste im Gefängnis, Kleider- und Sachspendensortierung, Betreuung von behinderten Schülerinnen und Schülern, Sprechstunde beim Sorgen-telefon, Erste-Hilfe-Ausbilder\*in ... Es gibt sogar einen Verein, der sich *Schutzengel* nennt. Kurz huscht ein Lächeln über Solènes Gesicht – sie fragt sich, wo ihrer wohl gerade steckt. Er muss sich verfliegen, irgendeine Abzweigung verpasst haben. Sie gibt ihre Recherche auf, ratlos angesichts der Überfülle an Annoncen. Jedes einzelne Anliegen ist ehrenwert und unterstützungswürdig. Doch sich auf eine Sache festlegen zu müssen lähmt sie vollkommen.

Es ist der Einsatz von Zeit, den alle Organisationen fordern. Also das, was am schwierigsten zu bewerkstelligen ist in einer Gesellschaft, in der jede Sekunde zählt. Sich wirklich zu engagieren bedeutet, seine Zeit zur Verfügung zu stellen. Zeit hat Solène, ihr fehlt es an der nötigen Energie. Sie fühlt sich nicht imstande, eine Entscheidung für oder gegen etwas zu treffen. Dieser Schritt erscheint ihr zu viel verlangt, er überfordert sie. Lieber spendet sie weiterhin Geld – das ist unverbindlicher.